



**University of
Zurich** ^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2015

**Fremdsein im eigenen Buch. Feridun Zaimoglus Roman
"Siebentürmeviertel"**

Theisohn, Philipp

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-139196>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Theisohn, Philipp. Fremdsein im eigenen Buch. Feridun Zaimoglus Roman "Siebentürmeviertel". In: NZZ, 293, 17 December 2015, 40.

Fremdsein im eigenen Buch

Feridun Zaimoglu Roman «Siebentürmeviertel»

PHILIPP THEISOHN

Spricht man mit Feridun Zaimoglu dieser Tage über sein neues Buch, so bekommt man zunächst einmal eine Entschuldigung. Eine Entschuldigung für die Zumutung eines 800-Seiten-Romans, für Sperrigkeit, für all die Dornen, die es so mühsam machen, «Siebentürmeviertel» in den Literaturbetrieb zu hieven. Wie mühsam es ist, das sieht man – was vielleicht das einzige Privileg verspäteter Besprechungen ist – an der öffentlichen Rezeption. Die Rede ist da meist von der Atmosphäre Yedikules, von der Hommage an die Welt der Eltern, von der Spiegelbewegung, mit der dieser Text der türkischen Migration nach Deutschland die deutsche Migration in die Türkei während des Dritten Reichs zur Vorgeschichte werden lässt.

Geschichte einer Blutfehde

Man erfährt, dass da ein Coming-of-Age-Roman vor einem liegt; dass das von Zaimoglu gezeichnete Istanbul der 1940er Jahre ein sehr männlicher Kosmos ist, in dem die Frauen dulden, leiden, sterben oder fliehen; dass es natürlich auch – hochaktuell – um kulturell-konfessionellen Pluralismus geht und dass das hier ausbuchstabierte historische Gedächtnis durchaus von den geschändeten, ermordeten und heimlich verscharrten Armenier-Mädchen weiss.

Nichts davon ist falsch. Auffällig bleibt gleichwohl, dass das, was Bücher gemeinhin marktfähig werden lässt, nämlich der erzählbare Plot, spürbar in den Hintergrund tritt, bisweilen auch gar nicht mehr referiert wird. Nicht, dass es keinen gäbe. Durch die Adoleszenz von Wolf, dessen türkische Umgebung ihn meist nur «Arier» nennt, zieht sich die Geschichte einer Blutfehde vom ersten bis zum neunundneunzigsten Kapitel: Hier Wolfs Gastfamilie mit dem undurchsichtigen Vater Abdullah, dort eine tschetschenische Sippe, die den Tod von Kaytun, dem ältesten, berserkerhaften Sohn, rächen will, für den Abdullah verantwortlich gemacht wird. Dazwischen eine Clique Jugendlicher (die den jüngeren Bruder Kaytuns mit Wolf zusammenführt), Halbstarke und Alt-ingesessene, viele Tiere, Fromme und Laizisten, Gerüchte um blutige Riten, Homosexualität, Heroinhändler, ein Kommissar, eine Bibliothek und ein



Feridun Zaimoglu entfaltet auf 800 Seiten ein episches Panorama.

MELANIE GRANDE

Dichter. Viele Tote: vor allem der eine, Batur, der leibliche Sohn Abdullahs, an dessen Stelle Wolf tritt, ein Verdrängungsvorgang, der den Deutschen schuldhaft verfolgen wird.

Im Abschwefeln geht einem auf: Dieser Roman will und kann nämlich gar nicht nacherzählt werden. Das liegt nicht allein daran, dass er ganz bewusst «episch» erzählt, mäandert, ständig Figuren taucht und dass Handlung ihm –

sen Verlockungen nachzugeben, die Geschichte Wolfs, des «Hitlersohns», der am Ende seinen deutschen Vater ziehen lässt, um in Istanbul zu bleiben, in der klaren Stringenz einer «Assimilationserzählung» zu verfassen. Wer jedoch Zaimoglu «Leyla» (2006) kennt, dem wird klar sein, dass es in diesem Werk solche Erzählungen nicht gibt, sondern nur deren Brechungen, Unversöhnlichkeiten, «Misstöne» (um den Untertitel des 1995 erschienenen «Kanak Sprak» aufzugreifen).

Ein Reich des Übergangs

Vor diesem Hintergrund ist es nur konsequent, dass «Siebentürmeviertel» auch dem aufmerksamsten Leser unentwegt zu verstehen gibt, noch nichts, nicht einmal das Banalste, verstanden zu haben. Diesen Roman liest man nicht, sondern man muss ihn entziffern. Nicht nur einmal überfordert er ganz bewusst unser Gedächtnis, und nicht von ungefähr verfügt er auch über ein Personenregister, das keineswegs nur zur Dekoration da ist. Gerade aber jener Zwang zur Rekonstruktion von Handlung schafft die nötige Distanz zwischen uns und der erzählten Welt, lässt uns gar nicht erst auf die Idee kommen, wir wären dort, in der jungen Türkei des Jahres 1939, zu Hause.

Markiert wird dabei auch der Abstand zwischen dem Erzählen in säkularen und in Transzendenz bezogenen Gemeinschaften. Wolf durchstreift ein Reich des Übergangs, in dem – ein Jahr nach dem Tod Atatürks – der Sturz der Osmanen immer noch lebendiges Gedächtnis ist, in dem okkulte Praktiken und kommunistische Umsturzgedanken Tür an Tür wohnen. Für einen kurzen historischen Moment verschränken sich an diesem Ort die Zeiten, doch es ist eben nur ein Moment, und Taylan Bey, der oberste Wächter im Viertel, erkennt schon früh an den Himmelszeichen: «Der Verfall hat begonnen.» Lange wird es nicht gehen, und die Siebentürme – «Kopf in der uralten Welt, Leib in Ketten» – werden von der Geschichte aufgezehrt. Sie verschwinden, einer nach dem anderen, auf die eine oder andere Weise. Aber der Fremde: Er bleibt.

Feridun Zaimoglu: Siebentürmeviertel. Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2015. 800 S., Fr. 34.90.

ARCHITEKTUR HEUTE

Bauen für Flüchtlinge

OHa. · Wahre Willkommenskultur sieht anders aus. Der Fotoessay von Flüchtlingsunterkünften in Hannover, der ein Buch zum gegenwärtig wohl drängendsten Problem in Europa einleitet, illustriert sehr direkt, woran es bei der Bewältigung des grössten Flüchtlingsstroms seit dem Zweiten Weltkrieg vor allem mangelt: an menschenwürdigen Unterkünften. Ein Team um den Architekten Jörg Friedrich, Professor an der Leibniz-Universität Hannover, hat bereits im Wintersemester 2014/15 das Entwurfsprojekt «Refugees Welcome!» durchgeführt und die Konzepte der Studenten für eine Reihe konkreter Orte in Hannover dokumentiert. Die Vielfalt der Lösungsansätze, die auf andere Orte übertragbar sind, und auch der Architekturentwürfe ist erstaunlich. Der Band, den man Politikern, Stadtplanern, Architekten sowie allen Personen, die sich mit der Unterbringung von Flüchtlingen befassen, empfehlen möchte, macht sich stark für einen Kurswechsel weg von einer temporären Unterbringung in Massenunterkünften hin zu einer menschenwürdigen kleinteiligen «Architektur des Ankommens» in der Mitte unserer Städte.

Refugees Welcome. Konzepte für eine menschenwürdige Architektur. Hrsg. Jörg Friedrich. Jovis-Verlag, Berlin 2015. 256 S., Fr. 39.90.

Mit dem Tram durch Jerusalem

holl. · Erreicht man, von Tel Aviv her kommend, Jerusalem, so schwingt sich kurz vor der Central Station – dem 2001 erneuerten Busbahnhof, neben dem derzeit die Endstation der neuen Hochgeschwindigkeitsbahn entsteht – eine harfenartige Tram-Brücke über den tosenden Verkehrsfluss. Das sich wie ein futuristisches Stadttor in Szene setzende Bauwerk von Santiago Calatrava ist das weithin sichtbare Zeichen des modernen Jerusalem, dessen andere Meisterwerke – etwa Bracha und Miki Chyutins Van Leer Institut oder Moshe Safdies Holocaust Museum in Yad Vashem – sich viel diskreter in die Stadtlandschaft integrieren. Gebaut wurde Calatravas «Weisse Harfe» als Teil der politisch umstrittenen, 2011 eingeweihten Tramlinie, die auf einer Strecke von derzeit 14 Kilometern Ostjerusalem mit dem Mount Herzl im Westen der Stadt verbindet. Nun nimmt eine anregende, von einem informativen Katalogbuch begleitete Bilderschau die Besucher des Jüdischen Museums in Hohenems mit auf eine Tramfahrt und macht auf die Geschichte Jerusalems, aber auch auf politische, religiöse und baukünstlerische Probleme aufmerksam. Dabei erweist sich das



Calatravas Tram-Brücke. JIM HOLLANDER / EPA

Tram als urbanistisches Bindeglied, das so unterschiedliche Orte wie die jenseits der international anerkannten Grenze in Ostjerusalem errichtete jüdische Siedlung Pisgat, das kurz hinter der Sperrmauer auftauchende Flüchtlingslager Shuafat, die Altstadt und Safdies daran anschliessendes Mamilla Center sowie das auf dem benachbarten Friedhof im Bau befindliche Museum of Tolerance verbindet. Danach umfährt man in einiger Distanz den Hügel von Givat Ram mit den Regierungsbauten und dem Israel Museum, um schliesslich vorbei an modernen, mit Jerusalem-Stein verkleideten Wohnblöcken an der Endstation Mount Herzl anzukommen, von der aus man nach einem kurzen Spaziergang die Gedenkstätte Yad Vashem erreicht.

Bis 14. Februar 2016 im Jüdischen Museum in Hohenems. Katalog: Endstation Sehnsucht. Eine Reise durch Jerusalem. Hrsg. Hanno Loewy und Hannes Sulzenbacher. Parthas-Verlag, Berlin 2015. 400 S., € 29.–.

Arbeit an einem selbst

Dieter Thomä, Vincent Kaufmann und Ulrich Schmid über «Theorie als geheime Autobiografie»

MICHAEL STALLKNECHT

«Aristoteles wurde geboren, arbeitete und starb»: So, wird kolportiert, habe Martin Heidegger einmal eine Vorlesung über den griechischen Philosophen eröffnet. Tatsächlich drückte er sich ein wenig, wenn auch nicht viel wortreicher aus, wie man im veröffentlichten Vorlesungsskript nachlesen kann. Dass das Diktum aber bis heute gern zitiert wird, zeigt, dass es etwas trifft: ein Ideal nämlich der gesamten Philosophiegeschichte. Biografisches soll möglichst keine Rolle spielen, wo es um die Erkenntnis der Wahrheit geht. Wer über die Welt sprechen will, soll von seinem kleinen Ich absehen. «De nobis ipsis silemus» liess Kant in der zweiten Auflage der «Kritik der reinen Vernunft» drucken, damit seinerseits den Vorgänger Francis Bacon zitierend: «Von uns selbst schweigen wir.»

Doch stimmt das auch? Jedenfalls hat es in der Philosophiegeschichte immer wieder Figuren gegeben, die den Bann über das Subjektive gebrochen, Philo-

sophie bewusst von der eigenen Existenz her betrieben haben: Augustinus, Montaigne, Rousseau, Kierkegaard, Nietzsche. Aber müsste man nicht eigentlich schon Platons «Siebten Brief», in dem der Philosoph vom gescheiterten Versuch einer praktischen Umsetzung seiner Philosophie berichtet, als Teil des Werkes begreifen? Oder im Auftreten historischer Persönlichkeiten in Platons Dialogen Spuren des Autobiografischen sehen?

An fünfundzwanzig Philosophen des zwanzigsten Jahrhunderts spielen unter dem Titel «Einfall des Lebens» nun Dieter Thomä, Ulrich Schmid und Vincent Kaufmann das Verhältnis zwischen Philosophie und Autobiografie durch. Da erscheint etwa der Dekonstruktivismus eines Jacques Derrida auch als Widerhall eines verunsicherten Verhältnisses zur eigenen Identität. Indem er als Schüler wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentum vom Lycée verbannt worden sei, sei Derrida – so die These der Autoren, die für alle Beiträge gemeinsam verantwortlich zeichnen – das «Eigene», das «Selbe», alles «Selbstidentische»

überhaupt zum Problem geworden: «Er wurde durch die historischen Umstände «dekonstruiert.»

Doch möchten die drei damit keineswegs Philosophie auf Autobiografie reduzieren, wie sie im Vorwort betonen. Eher geht es um die verborgenen Wechselbeziehungen, die sich während eines Lebens auch wandeln können. Wie bei Ludwig Wittgenstein, der in seinem frühen «Tractatus logico-philosophicus» die klassische Tradition scheinbar auf ihre Spitze treibt: Die Welt und das Sprechen über sie werden einer strikten Logik unterworfen, das Subjektive konsequent ausgeblendet. Doch liest man die Schrift vor dem Hintergrund von Wittgensteins Tagebüchern aus dem Ersten Weltkrieg, erscheint gerade diese Objektivierung plötzlich als subjektive Notwendigkeit. Da nämlich notiert der Philosoph auf der jeweils linken Seite die Schrecken der ihn umgebenden Welt und des eigenen Charakters, rechts schält sich in zum Teil wörtlicher Parallelität schon der philosophische Gedanke heraus: «Wittgensteins Tractatus

ist [...] gezeichnet von einer Reinheit, die dem Schmutz oder der Hölle abgerungen ist», er bleibt «geprägt von der Gegnerschaft gegen das Leben». Das sehen nicht nur die Autoren des Buches so, sondern auch der ältere Wittgenstein selbst, der sich vorwirft, die Wirklichkeit auf einen viel zu kleinen Nenner gebracht und damit auch das Ich reduziert zu haben. Die Frucht aber ist auch hier ein Stück Philosophie, die späten «Philosophischen Untersuchungen», in denen es unter anderem heisst: «Die Arbeit an der Philosophie ist [...] eigentlich mehr die Arbeit an Einem selbst.»

Dass auch das vorliegende Buch Frucht autobiografischer Ereignisse ist, daran besteht denn auch kein Zweifel: Alle drei Autoren sind Professoren an der Universität St. Gallen. Für den Rest aber halten sie sich an die philosophische Tradition: Sie schweigen über sich selbst.

Dieter Thomä, Vincent Kaufmann, Ulrich Schmid: Der Einfall des Lebens – Theorie als geheime Autobiografie. Carl Hanser, München 2015. 416 S., Fr. 35.90.